

Was soll von
hinter Zerst
beschrieben
Zerst

Dezember 2014 25

Museumsblätter

Mitteilungen des
Museumsverbandes Brandenburg

> Museumsarchitekturen

Zwischen Repräsentation und Funktionalität

Anbau, Umbau, Sanierung

Museum auf der grünen Wiese

> Ausstellungsbetrachtungen

Museum im Kloster

Landesausstellung und Partner

Zeitsprung: Eberswalde

Autorinnen und Autoren

Dr. Wolfgang de Bruyn	Direktor des Kleist-Museums Frankfurt (Oder)
Robert Graefrath	Brandenburgisches Landesamt für Denkmalpflege und Archäologisches Landesmuseum, Dezernat Praktische Denkmalpflege
Christine Handke	Filmmuseum Potsdam
Dr. Christian Hirte	Kurator und Museumsberater, Berlin
Dipl.-Ing. Ulrich Junk	Architekt BDA, Junk & Reich Planungsgesellschaft mbH, Weimar
Bärbel Kannenberg	Architektin BDA, Kannenberg & Kannenberg Architekten, Wittstock/Dosse
Christian Kannenberg	Architekt BDA, Kannenberg & Kannenberg Architekten, Wittstock/Dosse
Dr. Susanne Köstering	Geschäftsführerin des Museumsverbandes des Landes Brandenburg e.V.
Dr.-Ing. Achim Krekeler	Architekt BDA, Dr. Krekeler Generalplaner GmbH
Grischa A. Lehmann	Lehmann Architekten GmbH
Andrea Perlt	Leiterin des Wegemuseums Wusterhausen
Alexander Sachse	Referent in der Geschäftsstelle des Museumsverbandes des Landes Brandenburg e.V.
Dr. Silke Siebrecht-Grabig	Leiterin der Reckahner Museen – Rochow-Museum und Schulmuseum Reckahn
Michael Zajonz	Journalist, Berlin
Dr. Gabriele Zipf	Niedersächsisches Landesamt für Denkmalpflege, Hannover

Bildnachweis

Titelbild, S. 4	Leuchtschrift im Treppenhaus des Kleist-Museums in Frankfurt (Oder), Museumsverband Brandenburg e.V. (Foto: Dietmar Fuhrmann)
S. 6–8, 9 li., 10	Lehmann Architekten GmbH, Berlin
S. 9 re., 25 o., mi., 50 u., 54–58	Museumsverband Brandenburg e.V. (Foto: Lorenz Kienzle)
S. 12–17	Kannenberg & Kannenberg Architekten, Wittstock/Dosse
S. 20–24, 25 u.	Dr. Krekeler Generalplaner GmbH, Brandenburg an der Havel
S. 26, 31	Jan Bitter, Berlin
S. 28	Gabriele Zipf
S. 29, 30 li., re. o.	Arche Nebra (Foto: Juraj Lipták)
S. 30 re. u.	Arche Nebra (Foto: Andreas Stedtler)
S. 32–35	Junk & Reich Architekten, Weimar
S. 36–43	Robert Graefrath
S. 44	Dörte Nielandt, Berlin
S. 45–49, 50 o., 51, 63	Museumsverband Brandenburg e.V. (Foto: Alexander Sachse)
S. 59	Filmmuseum Potsdam
S. 60	Rochow-Museum Reckahn (Foto: Silke Siebrecht-Grabig)

Inhalt

Forum

Museumsarchitekturen

Zwischen Repräsentation und Funktionalität

- 6 Ein neues Haus für Kleist
Erweiterungsbau des Kleist-Museums in Frankfurt (Oder)
Wolfgang de Bruyn, Grischa A. Lehmann
- 12 Den geeigneten Rahmen finden
Sanierung der ehemaligen Kommandantur in Ravensbrück
Bärbel und Christian Kannenberg
- 20 Kultur im Zuchthaus
Das Niederlausitzmuseum in der Kulturkirche Luckau
Achim Krekeler
- 26 Museen auf der grünen Wiese: Arche Nebra und paläon
Architekturen und ihre Planung aus Sicht der Nutzer
Gabriele Zipf
- 32 Neue Ästhetik
Deutsches Spielzeugmuseum in Sonneberg
Ulrich Junk

Ausstellungsbetrachtungen

- 36 Museum im Kloster
Anmerkungen eines Denkmalpflegers zum Ausstellen
in historischen Räumen
Robert Graefrath
- 44 Korrespondenten, Partner oder Satelliten?
Ein Blick auf die Begleitausstellungen
zur Landesausstellung „Szenen einer Nachbarschaft“
Alexander Sachse
- 54 Vom „Museum in der Adlerapotheke“ zum
„Museum Eberswalde“. Ein Zeitsprung!
Christian Hirte

Fundus

- 58 **Portrait**
- 60 **Arena**

Den geeigneten Rahmen finden Sanierung der ehemaligen Kommandantur in Ravensbrück

Bärbel und Christian Kannenberg



„Die ehemalige Kommandantur des Frauen-KZ selbst ist erstes Exponat der Ausstellung.“¹

Mit dieser starken Äußerung waren die Rahmenbedingungen der Sanierungsmaßnahme „Umbau der ehemaligen Kommandantur zum Museum“ abgesteckt, mit der wir 2009 beauftragt wurden. Bereits seit 1984 war das 1939/40 errichtete Verwaltungsgebäude des Konzentrationslagers von der Gedenkstätte genutzt worden: Im Erdgeschoss befanden sich die Büros der Verwaltung und ein Bibliotheksbereich. Im Obergeschoss wurden die Ausstellungen „Ravensbrückerinnen“ und „Ravensbrück. Topographie und Geschichte des Frauen-KZ“ gezeigt, beide aus den 1990er Jahren. Im Keller war die technische Infrastruktur untergebracht.

Von außen vermittelt der Baukörper einen nahezu ungestörten Eindruck. Mit seiner archaisch-gedrungenen Erscheinung, dem massigen Uhrenturm und der klaren Symmetrie zeigte sich der Anspruch der einstigen Machtzentrale des Frauen-Konzentrationslagers deutlich. In vollkommenem Widerspruch dazu nahm der Besucher das Innere des Gebäudes wahr. Durch offensichtlich starke Umbaumaßnahmen hatte sich ein schwer verständliches Konglomerat herausgebildet: Während sich der Verwaltungsflügel im südlichen Erdgeschoss in seiner baulichen Ausstattung noch weitgehend in DDR-Tristesse präsentierte, waren im nördlichen Flügel die freundlicheren 1990er Jahre erkennbar. Das Obergeschoss war nicht nur inhaltlich von der Ausstellung dominiert. Die Tatsache, dass hier an keiner Stelle Ausblicke durch die verhängten Fenster möglich waren und kein Tageslicht eindrang, machte eine Verortung unmöglich und verstärkte die Wahrnehmung, gleichsam in eine andere Welt eingetaucht zu sein. Hier war die Raumordnung aufgegeben, was sich nach Ausbau der Ausstellung Mitte 2010 noch stärker zeigte: Ein Abbruch im großen Maßstab hatte Wandfragmente und einen uniformen Estrichfußboden zurückgelassen. Die korridorartig mäandrierende Struktur zeigte sich erkennbar gebäudeuntypisch. Fast modellhaft traten die ungefassten Türdurchgänge in Erscheinung.

Überlieferter Bestand

Außen und innen – ein und dasselbe Gebäude? Durch bauforscherische und restauratorische Untersuchungen konnten wertvolle Erkenntnisse zum überlieferten Bestand gewonnen werden. Die wesentlichen baulichen Einschnitte hatte die ehemalige Kommandantur erfahren, nachdem das bis 1977 von der Sowjetarmee zu Wohnzwecken nachgenutzte Gebäude an die Nationale Mahn- und Gedenkstätte der DDR übergeben worden war. In einem langwierigen Prozess, der sich bis zur Eröffnung des „Museums des Antifaschistischen Widerstandskampfes“ 1984 hinzog, wurde das Haus an die Belange der Gedenkstätte angepasst.

Anders als bei der ambitionierten architektonischen Gestaltung der Nationalen Mahn- und Gedenkstätte durch das Buchenwald-Kollektiv in den 1950er Jahren,

wurde das Umbauvorhaben nicht durch einen Architekten konzipiert, sondern nach Maßgaben der Ausstellungsmacher durch einen Bausachbearbeiter der Gedenkstätte begleitet. Erstere hatten aus Gründen der „Durchlassfähigkeit“² und wohl auch für die thematische Gliederung des Ausstellungsrundganges³ die Gebäudestruktur im Obergeschoss völlig verändern lassen: Der ehemalige Mittelkorridor wurde zur Sackgasse, während der Ausstellungsrundgang durch die ehemaligen Schreibstuben verlief, die durch große Durchbrüche in den Trennwänden zusammengelegt waren. Die baulichen Details und die handwerkliche Ausführung folgten der rein zweckorientierten Zielstellung und sind typisch für DDR-Sanierungen dieser Zeit, in der sich die Mangelwirtschaft in allen Facetten mitteilt.

In der Außengestaltung war das Gebäude hingegen gewissermaßen rekonstruiert worden, indem die neuen Verbundfenster und der Kratzputz das historische Vorbild kopierten. So war das Gebäude zweigeteilt, in eine äußere Hülle und einen aus pragmatischen Gründen aufgelösten Kern. Sanierungsmaßnahmen der 1990er Jahre hatten weiter dazu beigetragen, dass die Struktur bis zur Unkenntlichkeit verändert war.

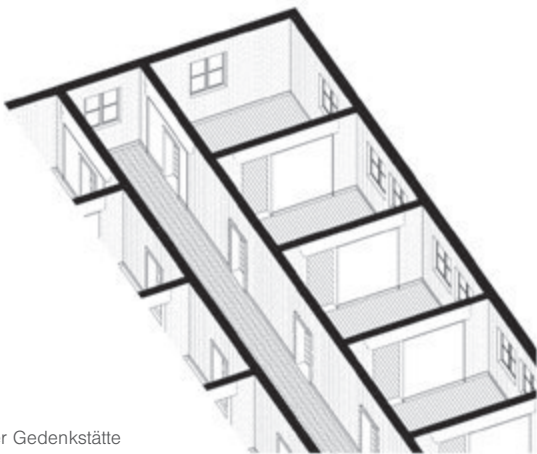
Die Bestandszeichnungen, die für die Planung der DDR-Sanierung im Dezember 1977 angefertigt wurden, waren als früheste erhaltene zeichnerische Quelle auch eines der wichtigsten Dokumente für die Bauforschung. Sie dokumentieren auch im Gebäudeinnern die geordnete Gliederung des symmetrischen Baus. Beide Geschosse sind mit wenigen Ausnahmen, diese vor allem im Mittelbau, identisch. Die formale Strenge erstreckt sich bis in die Büroeinheiten, deren Trennwände ohne statisches Erfordernis in einem völlig regelmäßigen Raster stehen und die daher alle gleich groß sind. Bemerkenswert ist die aus den Plänen ablesbare innere Hierarchie und Raumfolge: offene Vorhalle – Foyer – repräsentatives Treppenhaus – Saal – Flur – Büro. Die in den Grundrissen schematisch eingetragenen Tüfelungen im Treppenhaus und im Saal zählen zu den wenigen zielgerichtet eingesetzten Gestaltungselementen, die diese Hierarchie betonen. Fußbodenoberflächen waren in den Bestandszeichnungen nicht dargestellt – sie konnten aber in aufschlussreichen Resten während der Bauzeit gefunden werden.



1940
Kommandantur des
Frauenkonzentrationslagers Ravensbrück
Axonometrie Raumstruktur Obergeschoss



1984
Museum des antifaschistischen Wider-
standskampfes
später Anpassungen nach selbem Prinzip
(punktiert)



2013
Hauptausstellung der Gedenkstätte
Ravensbrück
freigelegte Wandoberflächen und
Ergänzungen

Sanierungskonzept

Dieser Kontrast zwischen der Schwere und strukturellen Strenge, die sich in der Außenhülle des Baus erhalten hatte, und der Strukturlosigkeit im Innern war einer der ersten Eindrücke, der sich nach Abbau der Ausstellung im Obergeschoss noch verstärkte. Wie konnte die Brüchigkeit des Baus, aber auch seine historische Struktur wahrnehmbar gemacht werden? Die Herausforderung bestand darin, einen geeigneten Rahmen zu finden, und zwar in zweifacher Hinsicht: erstens für die neue Hauptausstellung, die naturgemäß aus einer Reihe von Einzelexponaten besteht, deren Präsentation und Betrachtung einer zurückhaltenden und ruhigen Umgebung bedarf. Der zweite, entwurflich-konzeptionelle Rahmen war nötig bezogen auf den Umgang mit der Fragmentarität des Gebäudes und das Nebeneinander verschiedener historischer Zustände. Es musste ein Weg gefunden werden, die Fragmente der verschiedenen Zeitschichten zu thematisieren, ohne sie zu einem ebenso kontrastreichen wie beziehungslosen „Patchwork“ werden zu lassen, das zwar alles mögliche zeigt, aber sich einer Deutung entzieht oder unweigerlich falsche Bilder erzeugt.

Es galt, wesentliche Merkmale des Gebäudes herauszuarbeiten. Charakteristisch ist sein strenger Aufbau, seine Ordnung, die bewusste Verwendung weniger Materialien und Gestaltungsprinzipien. Die in der Außenansicht sofort erfassbare Logik – Mittelbau und klar strukturierte Seitenflügel – war in der zentralen Erschließungsachse mit der Raumabfolge Foyer-Treppenhaus-Saal noch zu erahnen, während die Gebäudeflügel durch die Wandabbrüche, durch Brandschutztüreinstbauten und durch Austausch von Oberflächen völlig verunklart waren.

Vor dem Hintergrund der hohen Verluste der Umbaumaßnahme von 1980/84 war zunächst das Vorgehen für die repräsentative Mittelachse mit hoher bauzeitlicher Befunddichte klar: Neben dem Vestibül mit dem Belag aus Solnhofener Platten betraf das vor allem das zentrale Treppenhaus. Unter dem PVC-Belag und einer Spachtelmasse von 1980 hatte sich hier das bauzeitliche Eiche-Parkett in Fischgratverlegung erhalten. Der deckende rotbraune Farbanstrich von 1984 auf den Paneelen verbarg die dunkel lasierte Holzoberfläche der Errichtungszeit. Die ursprünglichen Oberflächen mit ihren Altersspuren konnten mit geringem Aufwand unter den verunklarenden Belägen freigelegt werden. Bei zwei der Treppenläufe waren die eichefurnierten Treppenstufen zerstört, bei einem war es ausreichend, nur die vordere Stufenkante zu ersetzen. Offensichtliche Fehlstellen im Paneel wurden so ergänzt, dass Bestand und Ergänzung zweifelsfrei zu unterscheiden sind, sich in der ersten Wahrnehmung aber ein geschlossenes Bild

Bürofluchten vor (links) und nach (rechts) dem Umbau von 2013



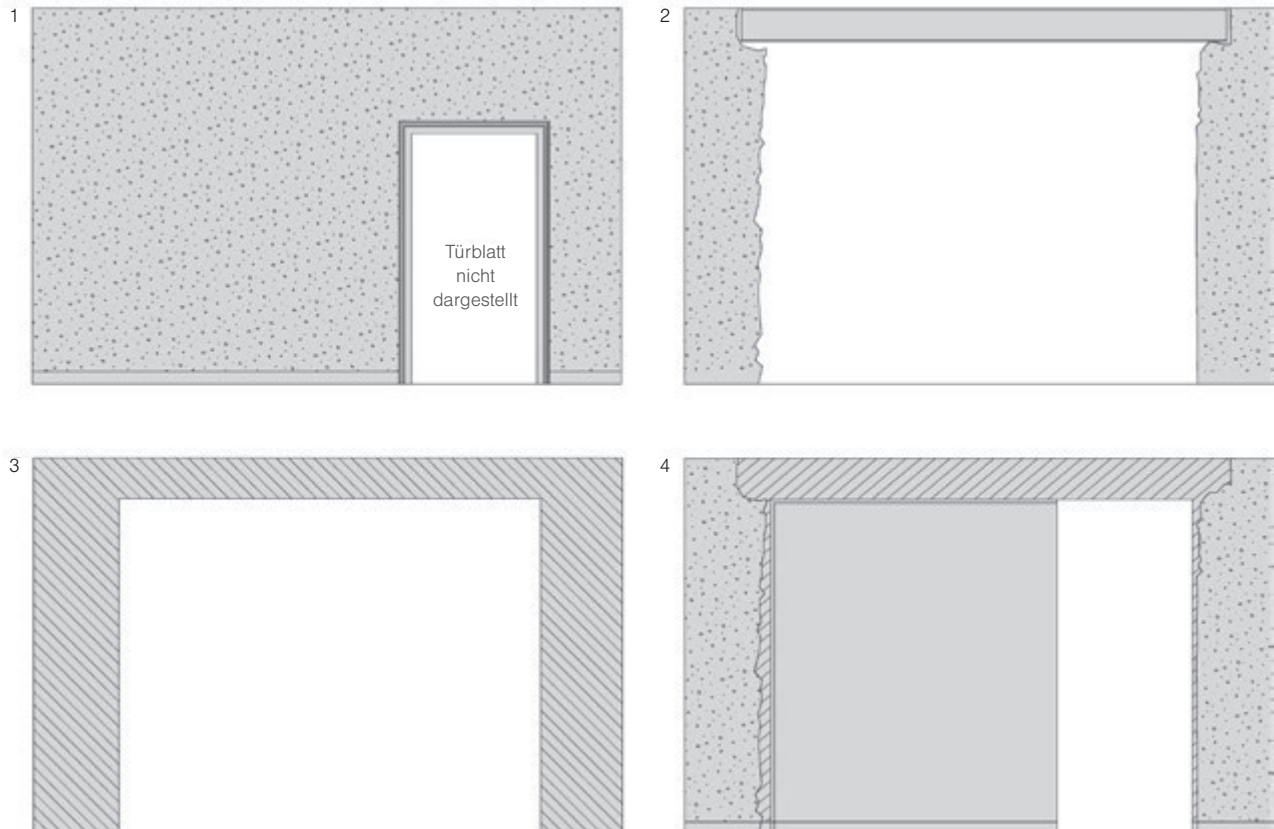
ergibt. In sehr reduzierter Form ergänzt wurde in diesem Sinne auch die archivalisch nachgewiesene Wandtäfelung im ehemaligen Casino, weil die schwere, eichefurnierte Kassettendecke wie ein ungehaltener Rest im Raum hing.

Gebäudestruktur

Ordnung und Struktur schienen auch für die übrigen Bereiche erforderlich, um den Rahmen zu bilden, innerhalb dessen die Brüche und Spuren der komplexen Baugeschichte thematisiert werden konnten. Ausgangspunkt für diese Ordnung war die Reparatur der Raumstruktur als einer Wahrnehmungsebene, die vom Menschen – bewusst oder unbewusst – immer erfasst wird: Man kann sich dem Raum nicht entziehen.

Diese Anforderung war auch für die Ausstellungskonzeption benannt worden: „Das Gestalterkonzept wird sich daher auf kreative Weise mit der historischen Raumordnung auseinandersetzen, die zwar nicht im engeren Sinn rekonstruiert, aber gleichwohl doch sichtbar gemacht werden muss.“⁴

Diesem Gedanken folgend, haben wir in der Entwurfsplanung den Vorschlag entwickelt, die Wanddurchbrüche im Obergeschoss und im Nordflügel des Erdgeschosses durch eingestellte Wandelemente zu verschließen, deren glatte Oberfläche und eine umlaufende Schattennut die Ergänzung als neue Zugabe erkennbar werden lassen. Damit werden die kleinen Büroraumeinheiten der Lagerzeit wieder wahrnehmbar. Bewusst unterstützte die Lichtplanung das Sanierungskonzept.



Entwicklung der Wandstruktur in den Büroräumen des 1. Obergeschosses von der Erbauungszeit bis heute (1–4)

Obwohl mit diesem Entwurf starke Vorgaben für die Ausstellungsgestaltung gemacht wurden, setzte er sich in den Diskussionen durch, nicht zuletzt nach einer Bemusterung vor Ort. Mit der Öffnung der um 1980 zugesetzten Türöffnungen zwischen dem Mittelflur und den Büroräumen wird auch die Logik der Erschließung wieder deutlich.

Oberflächen

Ein Befund der restauratorischen Untersuchungen stärkte das Konzept weiter: Es hatte sich herausgestellt, dass die Innenwände bei der Sanierung der 1980er Jahre – anders als die Außenhaut – nicht neu verputzt, sondern nur mit einer glättenden Spachtelmasse versehen worden waren. Darunter hatte sich der bauzeitliche Strukturputz erhalten, der an die Wirkung eines narbigen Travertins erinnert. Durch das behutsame Ablösen der Spachtelmasse ließ sich nicht nur eine die Raumwirkung bestimmende Oberfläche der Bauzeit wiedergewinnen. Auch die Ausbesserungen im Bereich der Wanddurchbrüche und der eingebauten Träger wurden nun sichtbar. Unter dem egalisierenden Farb-anstrich drängen sich diese Fehlstellen nicht auf, sondern erhalten dem historischen Raum und der Ausstellung den zurückhaltenden Rahmen. Der sensible

und interessierte Besucher kann sich diesen Spuren zuwenden und sich so die Bau- und Umbaugeschichte des baulichen Exponats an vielen Stellen selbst erschließen.

Um die Eingriffe in diese wertvollen historischen Wände so gering wie möglich zu halten, wurde die tragwerkstechnische Ertüchtigung und die umfangreiche technische Infrastruktur für die Ausstellung in dem ohnehin zu erneuernden Fußbodenaufbau untergebracht. Träger und Stützen, die als Abfangung der Decke die Raumstruktur seit 1984 zusätzlich veränderten, konnten durch geeignete Maßnahmen entfernt werden. Für die Absicherung der Rettungswege war eine Neuorganisation des Brandschutzes erforderlich. Um das historische Treppenhaus mit seinem hohen Bestand an brennbaren Oberflächen zu schützen, wurden in beiden Gebäudeflügeln Fluchttreppenhäuser angelegt. Im Südflügel wird das Gebäude über einen Aufzug zudem barrierefrei erschlossen.

Eine vieldiskutierte Frage war die Wahl der Nutzschicht. Für die bauzeitliche Situation ergab sich aus der Bauforschung ein gesichertes Bild, die die bereits angesprochene Hierarchisierung der Raumabfolgen unterstreicht: Eine bauzeitliche Fotografie hatte für den oberen Flur ein Stabparkett in Fischgratverlegung nachge-

wiesen. Beim Abbruch der Beschichtung zeigten sich in den Korridoren beider Geschosse Abdrücke einer Klebmasse, mit der die Parkettstäbe auf der bauzeitlichen Betondecke verklebt worden waren. Auf dem Treppenhodest waren von diesem Parkett zudem Reste unter PVC-Belag und Spachtelmasse überliefert. Bei den Büroräumen hatten sich im Südflügel des Erdgeschosses drei fast vollständige Böden aus Nadelholz-Dielung auf Lagerhölzern erhalten, im Obergeschoss ein gleichartiger Rest unter der bauzeitlichen Treppe ins Dachgeschoss.

Die Beschaffenheit des Fußbodens in dieser Differenzierung ist eines der wenigen entscheidenden Gestaltungsmittel, die vom Besucher gleichsam en passant wahrgenommen werden, das sprach für das Aufgreifen der historischen Struktur. In den Fluren wurde daher

wieder Eiche-Fischgrat-Parkett verlegt. Wenn auf dem Treppenhodest das historische und das neu verlegte Parkett zusammentreffen, sind Original und die gut siebenzig Jahre jüngere Ergänzung eindeutig unterscheidbar. Gleiches gilt für die Eschedielung, die die vorhandene Nadelholzdielung ergänzt. Im Zusammenklang mit den narbigen Wänden und der Ausstellung bringt der Fußboden als neue Nuttschicht Ruhe und Haptik in das Gebäude.

Wandbilder

Im Planungsprozess wurde eine Entscheidung besonders kontrovers diskutiert, die sich erst nach dem Vorliegen der Entwurfsplanung zeigte: Im Zuge des Ausstellungsabbaus wurden an vier Flurtrennwänden



großformatige Wandbilder der Ausstellung von 1984 freigelegt, die seit den 1990er Jahren durch Ausstellungsbauten bzw. Trockenbauwände verdeckt gewesen waren. Die Tatsache, dass diese Wandbilder direkt auf den gespachtelten Innenputz aufgebracht und damit gewissermaßen untrennbar mit dem Gebäude verbunden waren, hatte – im Gegensatz zu den übrigen Ausstellungseinbauten von 1984 – ihren Erhalt gesichert. Nun wurde zur Schwierigkeit, dass sie sich zu einem Teil auf den 1980 zugemauerten Türöffnungen zum Flur befanden – eben jenen Türöffnungen, die zur Wiederherstellung der Raumstruktur für die Öffnung vorgesehen waren. Verschiedene Lösungsvarianten wurden diskutiert: Eine Abnahme war wegen der Putzzusammensetzung technisch problematisch und hätte wahrscheinlich zu großen Verlusten geführt. Die vollständige Belassung wäre für die Erschließung der Ausstellungsräume unvermeidbar einschränkend gewesen.

Ein gemeinsam mit der Denkmalpflege gefundener Kompromiss sah schließlich vor, zwei der Wandbilder im Bereich der Türöffnung auszuschneiden und das Fragment im Zwischenraum einer neu eingebauten Rahmenkonstruktion zu lagern. Das gemeinsam mit einer Spezialfirma für diesen Fall entwickelte und getestete Verfahren wurde restauratorisch begleitet. Bis auf die wenige Millimeter starke Sägeblattbreite ist das Bild vollständig erhalten: zu großen Teilen in situ hinter einer Trockenbauwand, während das Fragment und ein Exemplar der Dokumentation in unmittelbarer Nähe eingelagert sind. Bei aller kontroversen Diskussion sind wir vor allem angesichts der gegebenen Reversibilität überzeugt, dass es sich um ein angemessenes denkmalpflegerisches Vorgehen handelt und dass die Lagerung im Ort sinnvoller ist, als jede Aufbewahrung des abgenommenen Bildes in einem Depot. Mit der 1984 getroffenen Entscheidung der Gestalter, die Wand als Bildträger zu verwenden, teilt es unweigerlich Wohl und Wehe des Baukörpers. In der 2013 eröffneten neuen Hauptausstellung werden Ausschnitte der Wandbilder in einem Sichtfenster der Trockenbauwand gezeigt und durch eine Beschriftung kontextualisiert.

Resultat

Auch nach Abschluss der Sanierung ist die Kommandantur ein gewachsenes, kein statisches Denkmal. Eine weitere Umbau- und Nutzungsschicht ist hinzugefügt worden, und wir meinen, dass sie auf einer fundierten und selbstbewussten Auseinandersetzung mit dem überlieferten Bestand beruht. Zweifellos lag der Fokus der Bearbeitung auf der Lagerzeit. Das hat nicht nur damit zu tun, dass der thematische Schwerpunkt der Gedenkstätte darauf gerichtet ist, sondern ist zugleich in der schlüssigen Struktur und Gestaltung des Ursprungsbaus begründet.

Auf selbstverständliche und naheliegende Weise sind jedoch auch die Überformungen der Nachnutzung erhalten. Für die wenigen überlieferten Spuren der sowjetischen Nutzung sind das vereinzelte Farbanstriche auf dem Strukturputz. Der massive Eingriff der DDR-Zeit ist zwar nicht mehr in seinem Raumzusammenhang erfahrbar, bleibt aber im Verschluss der Fehlstellen und in den Abbruchspuren ebenso klar herausgearbeitet. Zudem ist er im 1984 neu hergestellten Außenputz und den Fenstern überliefert.

Wo Original und Ergänzung aufeinandertreffen, sind sie zweifellos auch durch den Laien unterscheidbar. Dazu war kein erzwungener und ästhetisch stilisierter Bruch notwendig, kein Edelstahl, kein verunklärerender und die Wahrnehmung erschwerender Kontrast. Das Fragmenthafte zeigt sich in einer subtilen Form. So kommen auch diejenigen auf ihre Kosten, die sich Zeit für das Spurenlesen nehmen und das Gebäude als Exponat annehmen. Bewusstsein ist aber darüber nötig: Nicht jede Spur ist deutbar, selbst für den Fachmann. Einiges muss notwendigerweise im Ungewissen bleiben.

Eine ausführliche Dokumentation des Bestandes vor Beginn der Arbeiten ist Teil unserer Herangehensweise. In den guten, intensiven und im Kern des Wortes interdisziplinären Diskussionen mit den Mitarbeitern der Gedenkstätte, den Vertretern des Brandenburgischen Landesbetriebes für Liegenschaften und Bauen und den Referenten der Denkmalpflegebehörden haben wir uns oft in kritischer Distanz zu der Sanierungsmaßnahme

der 1980er Jahre gesehen. Durch die Dokumentation des vorgefundenen Bestandes und die nach Möglichkeit reversibel ausgeführten Maßnahmen ist eine kritische Bewertung des jüngsten Umbaus – vielleicht in weiteren dreißig Jahren – möglich. Wenn etwa das fragmentierte Wandbild wieder geschlossen werden soll, können die dann Verantwortlichen überlegen, wie mit den geringen Fehlstellen im Bereich des Trennschnittes umgegangen werden kann. Die nötigen Voraussetzungen haben wir ihnen nach bestem Wissen gegeben. Insofern gilt das, was die Denkmalpflegerin Gabi Dolff-Bonekämper feststellt:

„Wenn also die früheren Deutungen und Bewertungen des Denkmals zwar nicht rückgängig gemacht werden können, sie aber doch in einem historisch nicht abschließbaren Prozess immer weiter entwickelt und verändert werden, der semantische Status des Denkmals also niemals feststeht, kann auch das Streiten über das Denkmal immer wieder neu erforderlich sein. Gewissheiten können erschüttert werden, die neuerliche Betrachtung des Denkmals kann ganz andere Schlüsse und Erklärungen erbringen. Vorausgesetzt, es ist noch da. Die Unabschließbarkeit der Deutungsvorgänge macht also die Denkmalsubstanz umso wertvoller, denn sie enthält Antworten auf Fragen, die bislang noch keiner gestellt hat.“⁵

1 Insa Eschebach, Christa Schikorra, Vorläufige Konzeptskizze einer neuen Hauptausstellung für die Mahn- und Gedenkstätte Ravensbrück, Typoskript, Stand: 5.11.2008, S.5. Das Arbeitspapier war Diskussionsgrundlage in der Phase der Entwurfsbearbeitung.

2 „Vorlage zur Investitionsentscheidung“ der Nationalen Mahn- und Gedenkstätte Ravensbrück vom 23.11.1977, Archiv der Mahn- und Gedenkstätte Ravensbrück, Signatur RAV-VA/26.

3 So legt es eine Konzeption für die Ausstellung nahe, die mit einer Faustskizze versehen ist und die später ausgeführten Umbauten fast identisch zeigt: „Beschreibung der Raumaufteilung und des Rundgangs für die Neugestaltung des Museums in der Kommandantur des ehem. fasch. KZ Ravensbrück“, Typoskript, nach handschriftlicher Angabe der anliegenden „Faustskizze“ von „Februar 1978“, Archiv der Mahn- und Gedenkstätte Ravensbrück, Signatur RAV-VA/26. Zur DDR-Ausstellung vgl. Insa Eschebach, Museale Entwicklungen in ostdeutschen Gedenkstätten vor und nach dem Fall der Mauer, in: Museumsverband des Landes Brandenburg (Hg.): Entnazifizierte Zone? Zum Umgang mit der Zeit des Nationalsozialismus in ostdeutschen Stadt- und Regionalmuseen. Potsdam 2014 (im Erscheinen).

4 Eschebach/Schikorra 2008, S.5.

5 Gabi Dolff-Bonekämper, Gegenwartswerte. Für eine Erneuerung von Alois Riegls Denkmalwerttheorie, in: Hans-Rudolf Meier und Ingrid Scheurmann (Hg.), DENKmalWERTE, Berlin/München 2010, S.39.